



Breslau in mir
Erinnerungen von Stevie Andersson
(geb. Helga J. Kothe 1934 - 2006)

Erinnerungen an damals

Mit dem Begriff „Heimat“ und mit dem „Heimatgefühl“ ist das so eine Sache. Meine Mutter – 1913 in Breslau geboren – hat sich ein Leben lang nach ihrer Heimat gesehnt. Und jedes Mal, wenn sie zusammen mit meinem Vater wieder einmal von einem Besuch in Wroclaw zurückkam, schwelgte sie voller wehmütiger Erinnerungen.

Ich wurde auch in Breslau geboren – 21 Jahre später – aber diese tiefe Bindung an die Heimat hatte ich nie gespürt. Ich war ja erst zwölf, als wir endgültig von dort weggingen. Und dann war es in den ersten Jahren danach als „Flüchtling aus dem Osten“ im Westen nicht gerade ein Zuckerschlecken. Wir wohnten anfangs bei einem Bauern überm Schweinestall, später wurden wir in eine beschlagnahmte Wohnung eingewiesen... das war für westfälische Bauerndickschädel und brave oft zur Kirche rennende Katholiken nicht einfach zu schlucken – „Soll'n die doch dahin zurück gehen, wo sie hergekommen sind, die Pollacken“. Wie oft bin ich da weinend von der Schule nach Hause gekommen und wollte beim besten Willen kein Schlesier sein.

Und überhaupt, warum sollte ich etwas Heimat nennen, das ich nur elf, zwölf Jahre meines Lebens gekannt hatte. Wie viel länger hatte ich doch nach der Flucht in Hamburg gelebt und in Australien und dann wieder in Hamburg ... und jetzt lebe ich auch schon wieder fünfzehn Jahre in Florida.

Aber dennoch: Wenn ich heute schlesische Laute höre, einen typisch Breslauer Ausdruck aufschnappe, wenn eine liebe Freundin in Washington zu Weihnachten weiße Würstchen per Eilpost an mich nach Florida schickt und eine andere Freundin jedes Mal, wenn sie mich hier besucht, im Gepäck selbstgebackenen Streuselkuchen von ihrer Mutter mitbringt... dann würgt es mich in der Kehle, und dieselbe Wehmut erfasst mich, die wohl auch meine Mutter gespürt hat. Ob das daran liegen mag, dass ich gerade siebzig geworden bin? Wird man da sentimentaler und vielleicht aufgeschlossener für die Vergangenheit?

Und dann, vor etwa vier Wochen, stieß ich ganz durch Zufall auf die Breslauer Homepage. Tja – und seitdem ist es um mich geschehen.

Plötzlich kommen mir hunderterlei Dinge zurück in den Kopf – Erinnerungen an eine glückliche Kindheit – an die ersten vier Schuljahre in Breslau-Stabelwitz – an Ausdrücke, die ich längst vergessen glaubte – an Skiferien im Riesengebirge – an das letzte Weihnachtsfest und an den 21. Januar 1945, als der Blockwart von Haus zu Haus ging und mitteilte, dass wir uns am nächsten Tag zur Evakuierung bereithalten sollten.

Ich erinnere mich auch an die Großeltern, an den Hoheisel-Opa und die Hoheisel-Oma – die Eltern meiner Mutter – die in der Tauentzienstraße wohnten – und an meine väterliche Großmutter, die Kothe-Omi, die in der Vorwerkstrasse eine große Wohnung hatte. Ich erinnere mich an meinen Onkel Erich Kothe und an Tante Martel aus der Staatsstraße, an Onkel Paul Schmechtig und Tante Lenchen, die in Ohlewiesen wohnten, an Tante Klara und Onkel Bruno Aloe vom Odertor und Tante Trudel und Onkel Walter Liebtanz... und an viele Cousins und Cousinen, die damals alle in meinem Alter oder etwas älter waren.



Grüß aus Stabelwitz (Postkarte)

Ich erinnere mich an die Mädchen in meiner Klasse in der Stabelwitzer Volksschule, deren Namen ich auch heute noch von A-Z auswendig hersagen kann, weil unsere Lehrerin, Fräulein Wache, sie an jedem Morgen aus dem Klassenbuch vorlas, und ich erinnere mich an die „Kinderschar“-Gruppe und später an die kurze Jungmädelszeit und daran, dass meine Mutter, wenn auch widerwillig, mit mir zu Amelunxen nach Breslau reinfuhr, um dort die Uniform zu kaufen. Mein Hoheisel-Opa war anfangs Kommunist und später ein ganz linker Sozi – und sie haben ihn mehr als einmal in Kletschkau (?) eingesperrt, weil er Radio London abgehört und sich über Herrn Hitler naserümpfend geäußert hatte. (Da war es vielleicht gut, wenn wenigstens eine Enkelin so begeistert von den Braunen war, dass sie sich freiwillig zu den Jungmädels meldete!). Die Begeisterung für Herrn Hitler hat sich dann allerdings sehr schnell und zwangsläufig gelegt! Und ich weiß nicht, was mein „roter Opa“ gemacht hätte, wenn ihm zu Ohren gekommen wäre, dass ich bei den verhassten Faschisten mitmachte.

Ich erinnere mich an all die Menschen, die in unserer Schreiberhauer Straße wohnten – an Dollas und Kasperek, Weitze und Karsunke, Sucker-Rüdiger, Gross, Köchel, Krutz, Greulich, Mimietz, Otto, Seidel, Klüppel. Oder auf der anderen Seite von uns, wo die Nitschkes wohnten, Pilsz und Wagner-Bischof, Herrmann, Wuttke, Littmann, Hoffmann, Hellmann, Lattner, Siefke, Gottschling. Und in der Altenhainer Straße – in dem ersten Haus links schräg gegenüber vom Graben - wohnte ein Mädchen namens Jutta Krantz. Und das Milchgeschäft hieß Hundt, der Lebensmittelladen Senf ... und dann hatten wir in der Altenhainer Straße auch noch einen Bäcker und eine Apotheke.

An der Straße nach Deutsch-Lissa gab es bei der Gastwirtschaft Treske eine Bushaltestelle, von wo aus der Bus in die eine Richtung nach Breslau fuhr und in die andere nach Deutsch-Lissa. Heute, so erzählte es mir mal jemand, soll eine Straßenbahn bis nach Deutsch-Lissa fahren. Ob das wohl stimmt?

Meine Eltern sind in den siebziger Jahren zum ersten Mal mit einer Reisegesellschaft nach Breslau gefahren. Und danach dann immer wieder, mindestens einmal im Jahr, später auch

mit dem eigenen Wagen. Sie haben Touren im Riesengebirge gemacht und Ausflüge nach Hirschberg und ins Waldenburger Bergland.

Ich erinnere mich an die Erzählungen meines Vaters, der beim ersten Besuch auf die Idee kam, einen Rosenstrauß Nelken in den polnischen Nationalfarben zusammenstellen zu lassen. Und mit dem haben die beiden dann an unsere ehemalige Haustür in Stabelwitz angeklopft. Natürlich sprachen sie kein Wort Polnisch, wer sprach das schon damals in Breslau. Mein Vater stotterte irgendwas von einem ehemaligen Zuhause – man wollte ja wohl auch nicht, dass die jetzigen Besitzer unseres Hauses auf die Idee kämen, meine Eltern wollten ihr Haus wiederhaben. Und dann riefen die polnischen Eltern ihre Tochter – und es stellte sich heraus, dass die fließend deutsch sprach. Sie hatte an der Breslauer Uni Umweltschutz studiert (und in der ehemaligen DDR in den Semesterferien gearbeitet) und war gerade zu Besuch aus Bunzlau, wo sie inzwischen lebte.

Meine Eltern haben eigentlich bis zu ihrem Tode immer mit den Radtkes (es waren Lemberg-Polen) Verbindung gehalten. Als meine Mutter dann 1987 bereits zu krank war, um an einer gebuchten Gruppenreise teilzunehmen – mein Vater war da schon gestorben – hab ich mich zum ersten Mal auf die Reise in die alte Heimat gemacht und ihren Platz im Bus eingenommen. Und bin von der Familie Radtke so liebevoll und gastfreundlich aufgenommen worden, dass ich auch heute noch sehr genau weiß, wie wir bis in den späten Abend hinein dem Wodka zugesprochen haben. Obwohl ich kein Wort Polnisch konnte und sie kein Wort Deutsch. Ein paar Monate später hab ich dann die Tochter zu uns nach Hamburg eingeladen.

Leider haben wir danach die Verbindung zueinander verloren. Und das tut mir noch heute sehr leid. Denn seit ich die Breslauer Homepage fand, dreht sich bei mir alles um einen Besuch in der „viertgrößten Stadt Polens“. Ich akzeptiere die heutigen Grenzen und das Recht der Polen, in meiner (ehemals deutschen) Geburtsstadt zu leben. So sind die Verhältnisse nun mal – wozu sich erträumen, dass es anders sein könnte.

Bei diesem Besuch im heutigen Wroclaw werde ich meinen „kleinen Bruder“ dabei haben (er wurde 1938 dort geboren) und zusammen wollen wir mal sehen, wie weit wir uns noch an die Plätze unserer Kindheit erinnern. Inzwischen habe ich auch Kontakt zu einigen netten Menschen aufgenommen, die mir hilfreiche Hinweise über Hotels und Archive gegeben haben. Und bis zum Sommer habe ich ja vielleicht sogar ein bisschen Polnisch gelernt!

Aufgeschrieben von Stevie Andersson (geborene Helga J. Kothe), 12. März 2005

Damals, als eine Kindheit zu Ende ging ...

Der Winter in meinem schlesischen Kindheitsparadies begann im fünften Kriegsjahr ungewöhnlich früh. Schnee lag in der Luft und hinter vorgehaltenen Händen heimliches Geflüster von schweren Verlusten an der Front und vom Vormarsch der Alliierten.

Für mich war der November einer der schönsten Monate im Jahr. Ich liebte die Kälte – die mir heute noch lieber ist als die Hitze – und wenn unsere „Kuchenfrau“ zweimal in der Woche mit ihrem Fahrrad und einem zweirädrigen Anhänger durch unsere Strasse schlidderte, lief ich nach draußen, um ihr Gesellschaft zu leisten. Sie hieß Frau Sorge, aber sie war ein ausgesprochen fröhlicher Mensch, stets eingemummt in einen dicken Fellmantel mit Kapuze. Semmeln verkaufte sie und Brote und Prasselkuchen und Amerikaner. Manchmal hatte sie auch Bienenstich und zu besonderen Gelegenheiten Berliner Pfannkuchen. Ich brachte dann die Tüten mit den Backwaren an die Haustüren und kam mit dem Geld zurück. Und immer ging ich beladen mit einer Tüte voll Backwerk nach Hause.

Meine Mutter war ganz und gar gegen solche „Dienstleistungen“. Was sollen denn die Leute denken, meinte sie, als ob wir es uns nicht leisten könnten, solche Sachen im Laden zu kaufen.

Aber ich liebte diese Nachmittage mit Frau Sorge und begleitete sie stets von der Schreiberhauer Straße 140 in Stabelwitz bis runter zum Ende der Altenhainer Straße.

Der November des Jahres 1944 hat auch heute noch wunderschöne Erinnerungen für mich. Denn das war die Zeit, wo mein Vater an den Wochenenden aus dem Breslauer Lazarett nach Hause durfte. Er war in Russland schwer verwundet worden und ging noch auf Krücken; aber seinen künstlerischen Fähigkeiten hatte das keinen Abbruch getan. Und so saßen mein Bruder und ich am Nachmittag oft zusammen mit ihm am großen Küchentisch und zerrissen Zeitungspapier in lauter kleine Stücke. Und Papa vermischte die Schnitzel mit Kleister, und formte später dann Kasperlepuppenköpfe daraus.

Und in der Adventszeit bekamen wir am Nachmittag Kakao zu trinken und die ersten selbst gebackenen Pfefferkuchen mit weißem und rotem Zuckerguss und schrieben unsere Wunschzettel.

Am Heiligabend dieses vorletzten Kriegsjahres saßen wir alle im Wohnzimmer am großen Tisch und aßen noch einmal unser schlesisches Weihnachtsessen. Etwas, das sich sowohl mein Bruder als auch ich später, im Erwachsenenalter, oft gewünscht haben, wenn wir nach längerer Abwesenheit von Australien oder Afrika wieder nach Hause kamen: weiße Würstchen und Wiener und Polnische und Kassler, dazu Kartoffeln mit Rauchfleischsoße und Sauerkraut. Dasselbe Essen gab es dann noch einmal zu Silvester, mit den Mohnklößen, die wir meistens um Mitternacht aßen, wenn auch das große Bleigießen stattfand.

(Und wenn wir später am Abend wieder Hunger hatten, gingen wir einfach runter in den Keller, wo die übrig gebliebenen Leckereien in Schüsseln kalt gestellt worden waren; denn einen Kühlschrank besaßen wir damals noch nicht. Kalt schmeckten die Würstchen einfach herrlich!)

Um die zweite Januarwoche herum geriet dann im allgemeinen Wirrwarr der letzten Kriegsmomente nicht nur unser wohl geordnetes Familienleben durcheinander, sondern auch das der anderen um uns herum. Und danach häuften sich die Gerüchte, dass wir bald – ähnlich wie die unzähligen Menschen, die in Trecks auf der Breslau-Deutsch-Lissaer Straße

vorüberzogen – unsere Heimat verlassen müssten, weil die russische Armee immer näher kam.



Deutsch-Lissa Bahnhof 1943

Am Samstag, dem 20. Januar, kam dann einer in brauner Parteiuniform vorbei und verkündete, dass wir uns am Montag, dem 22. Januar, auf dem Deutsch-Lissaer Bahnhof einzufinden hätten. Nur mit dem Gepäck, das wir tragen konnten – zwecks „Evakuierung vor dem Feind“. Und die Schlüssel zum Haus seien beim jeweiligen Blockwart abzugeben.

Tja, und da saß ich nun in meinem Zimmer vor dem großen Bücherregal und vor meinen Puppen und dem Kasperletheater und dem Kaufmannsladen und musste von all diesen lieb gewordenen Dingen Abschied nehmen. Denn es war keinen Augenblick daran zu denken, dass wir Kinder unsere Spielsachen mitnehmen konnten. Ein einziges Buch durfte ich einpacken – und nahm Hans Christian Andersens Märchen mit. Und dieses Buch hat dann auch eine kleine Völkerwanderung mitgemacht. Es kam mit nach Hoyerswerda und nach Reichenbach in der Niederlausitz, von dort nach Gottesgab im Sudetenland und nach Kriegsende reiste es mit uns zurück nach Breslau. Denn als der Krieg zu Ende war, hielt es vor allem unsere Mutter nicht mehr aus in der Fremde.

Und so machten wir uns wieder auf die Reise – zu Fuß - vom Erzgebirge über Sachsen und Görlitz in Richtung Breslau. Manchmal wurden wir auch von einem Lastwagen ein Stückchen mitgenommen. Denn der Anblick eines jungen Mannes auf Krücken, ihm voran eine Mutter mit zwei Kindern, einen vollbepackten Leiterwagen hinter sich herziehend, das erregte schon Mitleid.

Schließlich, vor den Toren Breslaus, sahen wir die zerstörte Stadt, teilweise in der Festungszeit vom eigenen Militär in Schutt und Asche gelegt. Doch unser Haus im Vorort Stabelwitz stand noch – wie auch die meisten anderen Häuser in der Nachbarschaft. Aber welch eine Verwüstung! Die Russen hatten gründliche Arbeit geleistet. Die Türen eingetreten, die Fensterscheiben zerschlagen, die Möbel verdreckt, Kleider und Hausgeräte im Garten verstreut... es sah in der Tat aus wie nach einer großen Schlacht, die sich unzivilisierte Barbaren geliefert hatten.

Bis zur Nacht mussten wir notdürftig die Fenster und Türen zugenanagelt haben; denn im gesamten Bereich von Breslau durften die Russen immer noch plündern. Und vor Vergewaltigungen machten sie auch noch nicht Halt. Später dann wurde beides von den Kommandan-

turen verboten. Aber wann immer Russen auf der Straße herumjohlten und dann oft auch an die Türen klopfen – manchmal wollten sie wirklich nur ihren Wodka mit andern teilen – mussten meine Mutter und ich auf den Dachboden klettern. Und Papa zog dann die Leiter ein und versteckte sie im Keller.

Ein Jahr lebten wir dann noch in Stabelwitz unter polnischer Zivil- und russischer Militärverwaltung. Bis wir uns im April 1946 entscheiden mussten – entweder für Polen zu optieren oder die Ausweisung in Kauf zu nehmen. Papa entschied sich für eine Ausreise in den Westen. Und eine Kindheit war zu Ende gegangen.

Helga J. Kothe, Mai 2005